

Anti-Amerikanismus in der deutschen Geschichte

Von Joachim Scholtyseck

Anti-Amerikanismus in der deutschen Geschichte ist ein gut bestelltes Feld der Historiographie: Über das Thema liegt Literatur vor, mit der man eine halbe Bibliothek füllen könnte. Das ist nur auf den ersten Blick erstaunlich. Kaum ein Land hat die Deutschen im 20. Jahrhundert und offensichtlich auch am Beginn des 21. Jahrhunderts so tief gespalten und zu so widersprüchlichen Reaktionen verleitet wie Amerika. Für die einen ist es das sprichwörtliche »Land der unbegrenzten Möglichkeiten« und das Land der politischen und wirtschaftlichen Freiheit, für die anderen ist es ein Staat, in dem sich wie in einem darwinistischen Experiment nur der Stärkste und Rücksichtsloseste durchsetzen kann und der diese Lebensweise anderen Gesellschaften und Staaten aufzuzwingen bestrebt ist.

Die Folgen des Angriffes vom 11. September 2001 haben zweifellos nicht nur für die amerikanische Außenpolitik, sondern auch für das Verhältnis zwischen den USA und den westeuropäischen Staaten noch unabsehbare Folgen, die weit über das tagespolitisch Relevante hinausgehen.¹ Es gibt zwar auch in den USA wohlbegründete Bedenken gegen eine mögliche Hegemonialpolitik,² aber diese »innere« Kritik ist aus der Natur der Sache her anders zu werten als europäische Vorbehalte. Natürlich findet sich in Europa auch außerhalb Deutschlands – unübersehbar etwa in Frankreich, das häufig ein kulturelles Superioritätsgefühl zelebriert und in einer *folie de grandeur* schwelgt³ – Skepsis gegenüber der amerikanischen Weltrolle, aber diese Amerikakritik unterscheidet sich häufig von deutschen Begründungen. Im Fall Deutschlands, wo das »Selbstbewusstsein mit Selbstzweifeln durch-

1 Christian HACKE, *Der Terrorangriff vom 11. September 2001 und seine Folgen für die amerikanische Außenpolitik*, in: Sabine SIELKE (Hg.), *Der 11. September 2001. Fragen, Folgen, Hintergründe*, Frankfurt/M. 2002, S. 11–30; Stefan FRÖLICH, *Die Auswirkungen des 11. September 2001 auf das transatlantische Bündnis*, EBD., S. 57–68. Inzwischen findet dabei nicht allein der Anti-Amerikanismus Beachtung. Vgl. Timothy Garton ASH, *Anti-Europeanism in America*, in: *New York Review of Books* vom 13. Februar 2003. Zu der hier nicht zu behandelnden Sicht der Amerikaner auf das Nachkriegsdeutschland bis zur Schwelle des 21. Jahrhunderts: Thomas REUTER, *Demokratie auf dem Prüfstand: Amerikanische Deutschlandbilder*, in: Detlef JUNKER (Hg.), *Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945–1990. Ein Handbuch*, Bd. 2 (1968–1990), Stuttgart/München 2001, S. 786–796.

2 Überzeugend bei Paul W. SCHROEDER, *The Case Against Preemptive War*, in: *The American Conservative* vom 21. Oktober 2002.

3 Vgl. Jean-François REVEL, *L'Obsession Anti-Américaine*, Paris 2002.

setzt«⁴ ist, liegt es nahe, nach den mentalitätsgeschichtlichen Ursachen des hiesigen Anti-Amerikanismus zu fragen.

Grundsätzlich müssen für eine Analyse solcher Stimmen drei unterschiedliche Formen der Amerikakritik unterschieden werden:

1. wann handelt es sich um *legitime Kritik* an der amerikanischen Politik, um eine bedenkenswerte Beanstandung bestimmter Auswüchse in den USA, also an Missständen der politischen Kultur, des Wirtschafts- und Sozialverhaltens?
2. wann handelt es sich um einen noch genau zu definierenden anti-amerikanischen Reflex, bei dem amerikafeindliche Metaphorik als Ausdruck *einer bestimmten Weltanschauung* oder eines Ressentiments zu gelten hat?
3. welche amerikafeindlichen Stellungnahmen kann man gar dahingehend einordnen, dass man sie als ein spezifisches *antiwestliches deutsches Sonderbewusstsein* charakterisieren müsste? Auf diesen dritten Punkt soll gleichsam als roten Faden aufmerksam gemacht werden, denn sehr häufig hat der deutsche Anti-Amerikanismus einen antidemokratischen Charakter.

Die Unterscheidung, die soeben getroffen worden ist, ist zweifellos akademischer Natur. In der Realität präsentieren sich in der Regel Mischungsverhältnisse, aber anstatt vor der Frage zu kapitulieren, was denn nun Anti-Amerikanismus in Deutschland genau sei, sollte es dennoch möglich sein, etwas Klarheit in diese verschwommene Materie zu bringen. Ein naheliegender Weg ist der Versuch, die Geschichte des deutschen Anti-Amerikanismus in seinem Verlauf zu analysieren. Hierzu sollen vier Phasen untersucht werden. Erstens die Zeit von 1917 bis 1933, zweitens die Jahre des »Dritten Reiches« von 1933 bis 1945, drittens die Nachkriegszeit von 1945 bis in die späten sechziger Jahre (hier wird nicht zuletzt auch auf den Anti-Amerikanismus in der DDR einzugehen sein), und viertens eine daran anschließende Periode, die bis heute andauert.

Zur ersten Phase: Selbstverständlich hat es bereits vor 1917 eine intensive europäische Beschäftigung mit der »Neuen Welt« gegeben.⁵ Amerika war gewissermaßen das *alter ego* Europas, und in diesem Sinn hat Alexis de Tocqueville vor der Mitte des 19. Jahrhunderts mit kritischer Sympathie den Blick auf die demokratischen Institutionen in Amerika geworfen, während in Deutschland die Amerikaner häufig als »oberflächlich, ungebildet, ruhelos« dargestellt wurden⁶ und Heinrich Heine 1830 eher die soziale Ungerechtigkeit

4 Robert KAGAN, *Macht und Ohnmacht. Amerika und Europa in der neuen Weltordnung*, Berlin 2003, S. 10.

5 Vgl. unter macht- und bündnispolitischen Aspekten Reiner POMMERIN, *Der Kaiser und Amerika. Die USA in der Politik der Reichsleitung 1890–1917*, Köln 1986.

6 Zahlreiche Beispiele und Literaturhinweise bei Günther C. BEHRMANN, *Geschichte und aktuelle Struktur des Antiamerikanismus*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B 29–30 (1984), S. 3–14, bes. S. 7f.

in den Vereinigten Staaten betrachtet hat: »Oder soll ich nach Amerika, diesem ungeheuren Freyheitsgefängniß, wo die unsichtbaren Ketten mich noch schmerzlicher drücken würden als zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt! ... Ihr lieben deutschen Bauern! geht nach Amerika! dort gibt es weder Fürsten noch Adel, alle Menschen sind dort gleich, gleiche Flegel ... mit Ausnahme freylich einiger Millionen, die eine schwarze oder braune Haut haben und wie Hunde behandelt werden! ... Dabey machen diese Amerikaner großes Wesen von ihrem Christenthum und sind die eifrigsten Kirchgänger. ... Der weltliche Nutzen ist ihre eigentliche Religion, und das Geld ist ihr Gott, ihr einziger, allmächtiger Gott.«⁷

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert nahm die deutsche Beschäftigung mit den USA weiter zu. Gerade in der wilhelminischen Epoche reisten viele gutsituierte Bürger in die Vereinigten Staaten und verglichen nach ihrer Rückkehr die amerikanische Moderne mit ihrer eigenen Gesellschaft. Und selbstverständlich kamen neben einer Begeisterung für das, was man ganz unbedarft als »modern« bezeichnete, auch die Schattenseiten zur Sprache, die Korruption, der ungehemmte Materialismus, die »Parteimaschinerie« und anderes mehr. Aber das war, wie oft bei Schilderungen anderer Länder, zumeist selbstreferentiell und in erster Linie auf *Deutschland* bezogen.⁸ Das Amerikabild war schon zu dieser Zeit ambivalent. Entweder wurden die USA als Inbegriff einer modernen Gesellschaft oftmals geradezu idealisiert, oder sie wurden mit einer bestimmten Überheblichkeit, aus der die Sicht der »Alten Welt« sprach, nicht für ganz voll genommen. Das war noch nicht einmal an eine bestimmte Weltanschauung oder politische Präferenz gebunden. Gerade bei sozialdemokratischen Beobachtern galten die USA in sozialen Fragen als rückschrittlich. Ein Korrespondent der SPD-Zeitung »Neue Zeit« schrieb beispielsweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts ganz selbstbewusst, die Deutschen seien mit Blick auf die sozialistischen Errungenschaften auf einer Höhe, »die der Amerikaner erst noch erklimmen muss.«⁹ In mancher Hinsicht entsprach diese sozialdemokratische Auffassung dem Gefühl im deutschen Bürgertum, zwischen deutscher »Kultur« und angloamerikanischer bloßer »Zivilisation« unterscheiden

7 Heinrich HEINE, *Sämtliche Werke*. Düsseldorf Ausgabe, Bd. 11, Hamburg 1978, S. 37f.

8 Alexander SCHMIDT, *Reisen in die Moderne. Der Amerika-Diskurs des deutschen Bürgertums vor dem Ersten Weltkrieg im europäischen Vergleich*, Berlin 1997; Michael ERMARTH, *Hyphenation and Hyper-Americanization: Germans of the Wilhelmine Reich's View German-Americans, 1890–1914*, in: *Journal of American Ethnic History* 21 (2002), S. 33–58.

9 Zit. nach Werner KREMP, *Von der Höhe sozialistischer Kultur zur neuen Macht auf dem Weltanschauungsbrett*, in: Ragnhild FIEBIG-VON HASE/Jürgen HEIDEKING (Hg.), *Zwei Wege in die Moderne: Aspekte der deutsch-amerikanischen Beziehungen 1900–1918*, Trier 1998, S. 119–127, hier S. 119.

zu können¹⁰ – eine Denkfigur, die sich dann im Zusammenhang des Ersten Weltkrieges verstärkte, als der vermeintliche Gegensatz zwischen deutschen »Helden« und angloamerikanischen »Händlern« weite Verbreitung fand, Deutschland als Land des Geistes, die USA als Land des Geldes gezeichnet und die »Ideen von 1914« den »Ideen von 1789« entgegengesetzt wurden.¹¹

Eine genuin politische Auseinandersetzung mit der »Neuen Welt« begann in Deutschland jedoch erst nach 1917. Es war das Jahr, in dem die USA gegen das Kaiserreich in den Ersten Weltkrieg eintraten. Im gleichen Jahr begann mit der Oktoberrevolution das Zeitalter der Weltpolitik, in der sich mit den USA und der Sowjetunion zwei antagonistische Kräfte gegenüberstanden. Die USA waren nun endgültig Weltmacht, was sich zwar bereits mit dem spanisch-amerikanischen Krieg 1898 angedeutet hatte, aber nun auch mit einem neuen Sendungsbewusstsein einherging, das sich an den Namen des Präsidenten Woodrow Wilson knüpfte.

Politisch wirksam für das *deutsche* Amerikabild wurde dies, als Wilson mit den sog. 14 Punkten einen Friedensvorschlag für die Beendigung des »Great War« vorlegte, der eigene Machtziele mit einer idealistischen Missionsidee wirkungsvoll verband. Daran war die Hoffnung geknüpft, es werde möglich sein, ohne Geheimdiplomatie und auf Basis parlamentarischer Regierungsformen Konflikte in Zukunft zu vermeiden. Wilsons optimistischer Wunsch, »to make the world safe for democracy«, war, wie wir heute wissen, naiv. Im politisch, geographisch und geistig zersplitterten Nachkriegseuropa ließen sich seine Ideen nicht verwirklichen, zumal sich die USA nach Versailles nicht unbedingt wirtschaftlich, aber doch politisch wieder auf ihren eigenen Kontinent zurückzogen.

Weil aber nach dem Scheitern eines maßvollen Friedens die deutschen Erwartungen enttäuscht wurden, reagierte die deutsche Öffentlichkeit mit empörter Ablehnung. Die hehren Ideen, die mit der liberalen Demokratie verbunden waren, schienen in den Augen der meisten Deutschen in den Jahren 1918/19 nur Augenwischerei und Heuchelei zu sein. Das Fatale war, dass die Deutschen zwischen Wilsons Naivität und den Chancen eines demokratischen Neubeginns nach 1918 nicht zu unterscheiden verstanden. Selbst die Exponenten des deutschen Liberalismus widersprachen den Vorstellungen des amerikanischen Präsidenten vehement.¹² Friedrich Naumann vermutete 1919 hinter den Friedenszielen des amerikanischen Präsidenten das Ziel eines »römi-

10 Herbert A. STRAUSS, *Stereotyp und Wirklichkeiten im Amerikabild aus der Perspektive der Vorurteilsforschung*, in: Willi Paul ADAMS/Knud KRAKAU (Hg.), *Deutschland und Amerika. Perzeption und historische Realität*, Berlin 1985, S. 19–38, bes. S. 21–25.

11 Vgl. Klaus HILDEBRAND, *Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler*, Stuttgart 1995, S. 337f.

12 Torsten OPPELLAND, *Wilson's Politik im Ersten Weltkrieg*, in: Ragnhild FIEBIG-VON HASE/Jürgen HEIDEKING (wie Anm. 9), S. 129–158, hier S. 146–150.

schen«, amerikanisch-englischen Riesenimperiums, das die Völker in Klassen aufteilen wolle, in Herrscher, Neutrale, Kolonien und Sträflinge.¹³ Es war nicht verwunderlich, dass die Anhänger der Monarchie bereitwillig Wilson als Sündenbock für die Defizite des Kaiserreiches missbrauchten¹⁴ und der Anti- Amerikanismus sogar zu einer »Variante der Dolchstoßlegende«¹⁵ wurde. Ganz am äußeren rechten Rand des politischen Spektrums sprach Adolf Hitler schon 1921 von dem Verhängnis, dass sich Deutschland »wirtschaftlich und kulturell einem Halunken wie Wilson, der mit einem Stab von 117 jüdischen Bankiers und Finanzleuten nach Paris gekommen sei, ... in die Arme geworfen« habe.¹⁶

Auch die Jahre der Weimarer Republik blieben durch *Ambivalenzen* gekennzeichnet. In ihrer herausfordernden Forschung erschienen die USA vielen Deutschen in der Weimarer Republik nun als das leuchtende Vorbild, dem es nachzueifern galt.¹⁷ Das Schlagwort von der »Amerikanisierung« war in aller Munde. Damit gemeint war eine weltpolitische Tendenz, die an dieser Stelle nur durch Stichworte angedeutet werden kann: Eine Modernisierung in Industrie und Technik, die durch die Begriffe »Taylorismus« und »Fordismus« umschrieben wird, aber auch eine kulturelle Dynamik, die bis in die Bereiche der Medien und der Kunst, des Städtebaus und des Verkehrs wirksam wurde.

Neben den Befürwortern, die zudem auf das schier Unausweichliche der Entwicklung verwiesen, gab es aber auch eine breite und angstvolle Strömung, die dem ganzen Prozess der Amerikanisierung und Modernisierung ablehnend gegenüberstand. Zeittypisch bemerkte etwa Stefan Zweig im Jahr 1925: »Die Geschichtsschreiber der Zukunft werden auf dem nächsten Blatt nach dem großen europäischen Krieg einmal einzeichnen für unsere Zeit, dass in ihr die Eroberung Europas durch Amerika begonnen hat. Oder mehr noch, sie ist schon in vollem reißenden Zuge, und wir merken es nur nicht. ... Noch jubelt bei uns jedes Land mit allen seinen Zeitungen und Staatsmännern, wenn es

13 Zit. nach Peter BERG, *Deutschland und Amerika 1918–1929. Über das deutsche Amerika-
bild der zwanziger Jahre*, Hamburg/Lübeck, 1963, S. 48.

14 Peter KRÜGER, *German Disappointment and Anti-Western Resentment, 1918–19*, in: Hans-Jürgen SCHRÖDER (Hg.), *Confrontation and Cooperation. Germany and the United States in the Era of World War I, 1900–1924*, Providence [RI]/Oxford, 1993, S. 323–335, bes. S. 323.

15 Klaus SCHWABE, »Archäologie des Antiamerikanismus. Linke und Rechte am Ende des Kaiserreichs und in der Weimarer Republik«, in: FAZ vom 25. Januar 2003.

16 Hitler. *Sämtliche Aufzeichnungen 1905–1924*, hg. v. Eberhard JÄCKEL zusammen mit Axel KUHN, Stuttgart 1980, 19. August 1921, S. 458f.

17 Mary NOLAN, *Visions of Modernity. American Business and the Modernization of Germany*, Oxford u. a. 1994. Zur »sozialen« Komponente Thomas P. HUGHES, *Die Erfindung Amerikas. Der technologische Aufstieg der USA seit 1870*, München 1991, S. 287–297; Charles S. MAIER, *Between Taylorism and Technocracy: European ideologies and the Visions of industrial productivity in the 1920s*, in: *Journal of Contemporary History* 5 (1970), No. 2, S. 27–61.

einen Dollarkredit bekommt ... in Wirklichkeit werden wir Kolonien ihres Lebens, ihrer Lebensführung, Knechte einer der europäischen im tiefsten fremden Idee, der maschinellen. ... Im Kino, im Radio, im Tanz, in all diesen neuen Mechanisierungsmitteln der Menschheit liegt eine ungeheure Kraft, die nicht zu überwältigen ist. Denn sie alle erfüllen das höchste Ideal des Durchschnitts: Vergnügen zu bieten, ohne Anstrengung zu fordern.«¹⁸

Zweig war in seinem Kulturpessimismus ein Denker, der den Niedergang der »Welt von Gestern«, der Vorkriegszeit, bitter beklagte. Er stand jedoch in seinem Antimodernismus zweifellos denjenigen fern, die – wie die Nationalkonservativen – ein ganz anderes Deutschland wollten. Aber gerade auch auf der *rechten* Seite des Parteienspektrums gab es viele, die sich gegen die als seicht interpretierte Massenkultur zur Wehr setzten und eine kulturpessimistische Technikfeindlichkeit pflegten. Hier sind die Affinitäten zu den antimodernen Tendenzen des Nationalsozialismus mit den Händen zu greifen. Mit seinem unklaren sozialen Antisemitismus sprach Hitler alle an, die »völkisch« dachten: Diese Deutschen hassten die moderne Industriegesellschaft, verachteten die »Asphaltpolitik« der Großstädte, die »undeutsche« Demokratie, den »parlamentarischen Kuhhandel«. Man sehnte sich nach dem starken Mann, der Stabilität, Macht und Einigkeit wiederherstellen würde. Wer so dachte, war geneigt, einem Amerikabild zuzustimmen, das ein damals bekannter Buchautor wie Adolf Halfeld vorlegte. Er schrieb 1927 einen Bestseller mit dem Titel »Amerika und der Amerikanismus«, in dem er den organischen deutschen Volksstaat mit der seiner Meinung nach dekadenten amerikanischen Zivilgesellschaft kontrastierte. Er lehnte wie viele andere konservative Deutsche das ab, was er als »egalitäre Massenkultur« verstand.¹⁹ Halfeld trat schließlich in die NSDAP ein, und die geistige Stimmung, die Antimodernismus und Anti-Amerikanismus miteinander verband, konnte sich nach 1933 durchsetzen: Der Anti-Amerikanismus war damit letztlich »ein Bestandteil des antidemokratischen und antirepublikanischen Denkens im Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg«²⁰ geworden.

Damit ist die zweite Phase markiert. Das »Dritte Reich« war janusköpfig und hatte auch eine moderne Seite. Thomas Mann hat zutreffend von der »explo-

18 Stefan ZWEIG, *Die Monotonisierung der Welt*, zit. nach Anton KAES (Hg.), *Weimarer Republik. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1918–1933*, Stuttgart 1983, S. 268–273, hier S. 270–271.

19 Adolf HALFELD, *Amerika und der Amerikanismus. Kritische Betrachtungen eines Deutschen und Europäers*, Jena 1927. Vgl. auch Adelheid VON SALDERN, *Überfremdungsängste. Gegen die Amerikanisierung der deutschen Kultur in den zwanziger Jahren*, in: Alf LÜDKE u. a. (Hg.), *Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 1996, S. 213–240.

20 K. SCHWABE (wie Anm. 15).

dierenden Altertümlichkeit« des Nationalsozialismus gesprochen, den er durch die »Mischung von robuster Zeitgemäßheit, leistungsfähiger Fortgeschrittenheit und Vergangenheitstraum« sowie den »hochtechnisierten Romantizismus« gekennzeichnet sah und darin »das Charakteristische und Bedrohliche« erkannte.²¹ Diese Zwiespältigkeit – die einen nicht geringen Teil seiner Anziehungskraft ausmachte – zeigte sich darin, dass die NS-Ideologie ihren völkischen Atavismus mit einer spezifischen Modernität verbinden konnte, der mit dem Bau von Autos und Autobahnen, der Förderung der Technologie und der Massenunterhaltung einherging. Dem NS-Staat gelang es dabei vor allem in der Wirtschaft, amerikanische Entwicklungen zu adaptieren und zu »germanisieren«.²² Das nationalsozialistische Amerikabild deckte sich in vieler Hinsicht mit demjenigen Hitlers, das zwiespältig war. Er war zwar ein »glühender Anhänger des technischen Fortschrittes«,²³ was sich nicht zuletzt in seiner Begeisterung für moderne Waffentechnik zeigte, während er die »massenzivilisatorischen Aspekte amerikanischer Kultur vehement« zurückwies²⁴ und die »Grundprinzipien der amerikanischen Gesellschaft« verabscheute.²⁵ Diese spezifische Paradoxie ist von dem amerikanischen Historiker Jeffrey Herf treffend als »reactionary modernism« bezeichnet worden.²⁶

Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und besonders nach 1941 wurde der Anti-Amerikanismus auch öffentlich propagiert. Hitler sah zumindest für spätere Generationen die Aufgabe vor, die USA auf dem Weg Deutschlands zur Weltmacht auszuschalten. Die Zukunft, so ließ Hitler gegenüber dem italienischen Außenminister Ciano im Jahr 1941 verlauten, gehöre »nicht dem lächerlichen halbkultivierten Amerika, sondern dem neu entstandenen Europa, das sich mit seinen Menschen, seiner Wirtschaft, seinen geistigen und kulturellen Werten auch unbedingt durchsetzen würde. ... Die ältere Kultur und das höhere geistige Niveau Europas werden schließlich doch den Sieg davontragen«²⁷ – ein Europa von Deutschlands Gnaden, hätte er hinzufügen müssen. Begleitet wurde die Propaganda gegen die »jüdisch-bolschewistische Weltverschwörung« und die mit ihr verwobenen »Plutokraten der USA« öffent-

21 Thomas Mann, »Deutschland und die Deutschen«, in: *Essays*, Bd. 2: Politik, Frankfurt/M. 1977, S. 295.

22 Vgl. Philipp GASSERT, *Amerika im Dritten Reich. Ideologie, Propaganda und Volksmeinung 1933–1945*, Stuttgart 1997; Jürgen Peter SCHMIED, *Hitlers Amerikabild vor der »Machtergreifung«*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 53 (2002), S. 714–724.

23 P. GASSERT, *Amerika* (wie Anm. 22), S. 26.

24 EBD., S. 15.

25 J. SCHMIED (wie Anm. 22), S. 724.

26 Jeffrey HERF, *Reactionary Modernism. Technology, Culture, and Politics in Weimar and the Third Reich*, Cambridge u. a. 1984.

27 Aufzeichnungen über die Unterredung zwischen dem Führer und dem Grafen Ciano im Hauptquartier am 24. Oktober 1941, in: *Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik, 1918–1945*: Serie D: 1937–1941, Bd. XIII, 2, Göttingen 1970, S. 563–570, hier S. 568.

lichkeitswirksam durch eine in hohen Stückzahlen im Jahr 1942 verbreitete Wehrmachtsausgabe des anti-amerikanischen Buches von Giselher Wirsing, »Der maßlose Kontinent«, das durchaus auf hohem literarischem Kenntnisstand argumentierte.²⁸ Das war die gleiche Argumentation, die bereits Houston Stewart Chamberlain angewandt hatte, als er in einem Briefwechsel mit dem deutschen Kaiser 1915 den Ersten Weltkrieg als »den Krieg des Judentums und des ihm naheverwandten Amerikanertums um die Beherrschung der Welt« bezeichnete und von einem »Krieg der modernen mechanischen «Zivilisation» gegen die uralte heilige ewig in Neugeburt befindliche «Kultur» auserlesener Menschenrassen« sprach.²⁹ Bezeichnend war auch eine weitere Stellungnahme Hitlers aus der Zeit nach dem Kriegseintritt der USA: »Es ist ein innerlich faules Land mit Rassenproblemen und sozialer Ungleichheit, ein Land ohne Ideen. ... Meine Gefühle für Amerika sind voller Hass und Widerwillen; halb verjudet, halb verneget und alles auf dem Dollar beruhend. ... Die Amerikaner ... haben ein Hühnergehirn. Das Land ist ein Kartenhaus mit ungleichem materiellen Niveau. Die Amerikaner leben wie die Schweine, wenn auch in einem höchst luxuriösen Schweinestall.«³⁰

Weil ein solches Bild durch die Propaganda auch in die Bevölkerung getragen wurde, gelang es dem NS-Regime, Franklin D. Roosevelt als »zweiten Wilson« zu zeichnen. Allerdings war das nur ein vorübergehender Erfolg. Während die USA seit 1941 verteufelt wurden, entstand mit zunehmender Kriegsdauer bei der deutschen Bevölkerung geradezu ein Nimbus der Unbesiegbarkeit der USA. Die Vereinigten Staaten wurden bei den kriegsmüden Deutschen – entgegen der Intention Hitlers – zum Leitbild einer »neuen Welt«, einer jungen Nation, auf die sich die Wünsche und Hoffnungen vieler Deutscher nach Kriegsende projizieren ließen.

Zur dritten Phase: Das Jahr 1945 brachte eine tiefe Zäsur, deren Bedeutung kaum überschätzt werden kann. Die Amerikaner waren nun Hegemonial- und Besatzungsmacht zugleich, aber durch ihre Politik, die sich positiv von derjenigen der anderen Besatzungsmächte abhob – in erster Linie natürlich von den Sowjets – waren sie »freundliche Feinde«.³¹ Im Gegensatz zur Sowjetunion verhielten sich die Vereinigten Staaten wie ein »intelligent hegemon«.³²

28 Giselher WIRSING, *Der maßlose Kontinent*, Jena 1942.

29 Houston Stewart CHAMBERLAIN, *Briefe 1882–1924 und Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II.*, Bd. 2, München 1928, S. 251–254, hier S. 252.

30 Zit. nach James V. COMPTON, *Hitler und die USA. Die Amerikapolitik des Dritten Reiches und die Ursprünge des Zweiten Weltkrieges*, Oldenburg/Hamburg 1968, S. 21.

31 Heinrich OBERREUTER/Jürgen WEBER (Hg.), *Freundliche Feinde? Die Alliierten und die Demokratiegründung in Deutschland*, München 1996.

32 Melvyn P. LEFFLER, *The Specter of Communism. The United States and the Origins of the Cold War, 1917–1953*, New York 1994, S. 128.

Von den noch kriegsbedingten Morgenthau-Plänen waren die USA schnell abgegangen. Statt einer ökonomischen Entwaffnung sollten die Deutschen, einhergehend mit einer Dezentralisierung des deutschen Staates, zu einer verantwortungsvolleren, friedlichen Außenpolitik erzogen und zugleich ans westliche Lager gebunden werden. Mit der eskalierenden Ost-West-Auseinandersetzung kam es zu einer »atemberaubenden Umkehr der amerikanischen ›Dämonologie‹: Aus den bösen Deutschen, guten Russen, bösen Japanern und guten Chinesen des Zweiten Weltkrieges wurden die guten Westdeutschen, die bösen Russen, die guten Japaner und die bösen Chinesen des Kalten Krieges.«³³ Angesichts der stalinistischen Bedrohung wollten die Vereinigten Staaten seit 1947/48 das Risiko eingehen, das mit einer neuerlichen Einbindung Westdeutschlands in die Staatengemeinschaft verbunden war. Washington führte diese Politik, gestützt durch die öffentliche Meinung und den überwiegenden Teil der amerikanischen Bevölkerung, konsequent auch gegen Widerstände bei den Verbündeten durch. Sie beruhte auf der, allerdings noch von Skepsis durchsetzten Ansicht, eine Integration Westdeutschlands ins westliche Lager werde gleichsam automatisch die Demokratisierung des westdeutschen Teilstaates mit sich bringen. So kam es in den späten vierziger und fünfziger Jahren zu einer *reeducation* der Deutschen, die deshalb erfolgreich war, weil nach der Katastrophe des »Dritten Reiches« die Deutschen diesem amerikanisch-westlichen Kulturtransfer selbst aufgeschlossen gegenüberstanden. Kritik an der Amerikanisierung gab es im Wesentlichen nur am rechten Rand des Parteienspektrums, wo gegen den Verlust der abendländischen Tradition, die »Vermassung« und die Egalisierungstendenzen der Konsumgesellschaft geklagt wurde. Diese konservativen Kritiker konnten recht problemlos an die »antidemokratische Tendenz des kulturellen Antiamerikanismus« der Weimarer Jahre anknüpfen, der im deutschen Bürgertum noch latent vorhanden war.³⁴ In diesen Kreisen blieb die Sichtweise Moeller van den Brucks vorherrschend, der in Anlehnung an Oswald Spengler ausführte, der Aufstieg Amerikas stelle den Komplementärvorgang zum »Untergang des Abendlandes« dar.³⁵

33 DETLEF JUNKER, *Von der Weltmacht zur Supermacht. Amerikanische Außenpolitik im 20. Jahrhundert*, Mannheim u. a. 1995, S. 73

34 Kaspar MAASE, BRAVO Amerika, *Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren*, Hamburg 1992, S. 194 und S. 204–219. Hans-Joachim von Merkatz machte 1963 mit Blick auf die USA darauf aufmerksam, dass sich nicht nur aus dem Nationalsozialismus, sondern auch »aus den westlichen Formen der Demokratie eine andere totalitäre Gesellschaftsordnung entwickeln« könne. Hans-Joachim von MERKATZ, *In der Mitte des Jahrhunderts. Politische Lebensfragen unserer Zeit*, München/Wien 1963, S. 54.

35 Dan DINER, *Verkehrte Welten. Antiamerikanismus in Deutschland. Ein historischer Essay*, Frankfurt/M. 1993, S. 15. Die Thesen sind inzwischen in aktualisierter Form erschienen: *Feindbild Amerika. Über die Beständigkeit eines Ressentiments*, München 2002.

Die Verwestlichung, die zum großen Teil eine Amerikanisierung war, ließ sich durch diese Klagen allerdings nicht aufhalten. In dem Maß, wie die Bundesrepublik in die westliche Welt integriert wurde – ganz wesentlich getragen durch eine neue Jugendkultur –, wurden amerikanische Mode und amerikanische Umgangsformen akzeptabel und sogar zum Signum der deutschen Kultur. Kritik an den USA und am Amerikanismus galt als Mäkelei von Ewiggestrigen; Vorbehalte gegen Amerika schienen überholt: Anti-Amerikanismus wurde in den fünfziger Jahren als ein biographisches und biologisches Problem angesehen, das mit einem Generationenwechsel in den Orkus der Geschichte verschwinden würde. Das erwies sich als eine unzutreffende Prognose.

Ein tiefgreifender Wandel war erst in den späten sechziger Jahren zu spüren, und damit ist die vierte Phase erreicht. Anti-Amerikanismus war bis dahin in der Bundesrepublik meist eine Angelegenheit der extremen Rechten gewesen. Die Gründe dafür, dass es in den sechziger Jahren aber zu einer bis heute wirkungsmächtigen *spezifisch linken* Ausprägung des deutschen Anti-Amerikanismus kommen konnte, sind trotz vielfacher Beschreibungen bis heute noch nicht ausreichend analysiert.

Es gab auch eine signifikante linke Tradition des Anti-Amerikanismus. Die KPD-Abgeordnete Clara Zetkin hatte schon in einer Reichstagsrede am 7. März 1923 behauptet, dass die amerikanischen Bankiers nur das Ziel verfolgten, »Deutschland in eine Kolonie der Vereinigten Staaten zu verwandeln«. ³⁶ Dafür hatte sie Zustimmung und Beifall auch von rechts bekommen. An diese spezifische marxistische Amerikakritik konnte später in der DDR problemlos angeknüpft werden. Bertold Brecht, dessen einstige Amerikabegeisterung umgeschlagen war, formulierte seine Kritik ausgesprochen radikal: »Die Fehler der Russen sind Fehler von Freunden, die Fehler der Amerikaner sind die Fehler von Feinden.« ³⁷ In der DDR war Kritik an den USA gleichsam institutionalisiert. In Ost-Berlin wurde noch in den fünfziger Jahren das »völlig schablonenhafte und verzerrte Bild der USA als Hauptmacht des ›internationalen Monopolkapitalismus‹« gezeichnet. ³⁸ Besonders bedenklich war, dass der Anti-Amerikanismus und die Agitation gegen die »Dollarkönige« mit antisemitischen Stereotypen einhergingen, die schon von der KPD der Weimarer Republik gepflegt worden waren. Auch in der DDR waren die Vokabeln eines »Kampfes« gegen »jüdische Börsenjobber« und das »verjudete Finanzkapital«

³⁶ Zit. nach J. P. SCHMIED (wie Anm. 22).

³⁷ Zit. nach D. DINER (wie Anm. 35), S. 87.

³⁸ Christian M. OSTERMANN, *Die USA und die DDR (1949–1989)*, in: Ulrich PFEIL (Hg.), *Die DDR und der Westen. Transnationale Beziehungen 1949–1989*, Berlin 2001, S. 165–183, hier S. 171. Zum Amerikabild der DDR Rainer SCHNOOR, *Zwischen privater Meinung und offizieller Verlautbarung: Amerikabilder in der DDR*, in: D. JUNKER (wie Anm. 1), S. 775–785.

im Umlauf³⁹ – Ressentiments, die sich aus dem Vorurteilsgedankengut bedienen konnten, das Nationalsozialisten und Kommunisten in der Weimarer Republik gemeinsam gewesen war.

Jenseits der krypto-antisemitischen Vorwürfe dienten die USA dem »zweiten deutschen Staate« auch in anderer Hinsicht als Angriffsfläche. Der Aufstand vom 17. Juni 1953 wurde in der DDR in einen konterrevolutionären Putsch der »faschisierten Adenauer- und Eisenhower-Staaten« umgedeutet,⁴⁰ und in einer Vorlage für das Politbüro wurde ein Jahr später als Leitlinie für die Amerikapolitik sogar ein Kurs festgelegt, der »zur Erziehung breiter Schichten im Geiste des Hasses gegenüber den amerikanischen Imperialisten, die die schändlichsten Feinde des deutschen Volkes sind«, dienen sollte.⁴¹

Obwohl solch scharfe Töne seit den sechziger Jahren verhaltener wurden – nicht zuletzt weil die DDR auf die völkerrechtliche Anerkennung durch die USA hoffte –, blieb der »zweite deutsche Staat« mit seinem ideologischen Dogmatismus vehement anti-amerikanisch. In den Kinder- und Jugendschriften fand sich ein Schwarz-Weiß-Bild, das für Nuancen keinen Platz ließ. Die »Trommel«, das FDJ-Organ für »Thälmannpioniere und Schüler«, schrieb in den achtziger Jahren in einem typischen Kommentar: »Die USA haben es gern, andere für sich die schmutzige Arbeit machen zu lassen. Vor allem, wenn es um die Ausplünderung, Knechtung und Tötung anderer Völker geht, die nicht so wollen, wie es die USA-Bosse wollen. Dafür haben sie ihre Stellvertreter, Diktatoren, Banden und auch so manche westliche Regierung, beispielsweise da und dort in Westeuropa.«⁴²

Das Zerrbild der Vereinigten Staaten, das z. B. in Ost-Berliner Schulbüchern⁴³ gezeichnet wurde, bietet ein weiteres anschauliches Beispiel. Es kam den Machthabern in der ostdeutschen Diktatur dabei ausgesprochen gelegen, dass der Wahrheitsgehalt der düsteren Szenarien nicht überprüft werden konnte: Die Mauer verhinderte, dass sich die Ostdeutschen ein eigenes Bild von den Verhältnissen in den Vereinigten Staaten machen konnten. Einen Höhepunkt erreichte der ostdeutsche Anti-Amerikanismus in der Zeit des sog. »Zweiten Kalten Krieges« nach dem sowjetischen Einmarsch in Afghanistan

39 Thomas HAURY, *Antisemitismus von Links: kommunistische Ideologie, Nationalsozialismus und Antizionismus in der frühen DDR*, Hamburg 2002.

40 Zit. nach Klaus SCHROEDER, *Der SED-Staat. Partei, Staat und Gesellschaft 1949–1990*, München 1998, S. 124. Vgl. auch Hans Günter HOCKERTS (Hg.): *Das Adenauer-Bild in der DDR* (Rhöndorfer Gespräche 15), Bonn 1996.

41 Vorlage für das SED-Politbüro vom 22. Mai 1954 über die Verbesserung der Arbeit des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten der DDR, zit. nach Ch. M. OSTERMANN (wie Anm. 38), S. 172.

42 *Trommel* 42 (1983), zit. nach Jürgen GROSSE, *Amerikapolitik und Amerikabild der DDR 1974–1989*, Bonn 1999, S. 293.

43 EBD., S. 295–298.

und dem im Gegenzug zur Stationierung sowjetischer atomarer Mittelstreckenraketen im Dezember 1979 verabschiedeten sog. NATO-Doppelbeschluss. Die Schuldzuweisungen der SED-Führung richteten sich gegen die angeblich »aggressivsten Kräfte des Imperialismus«. Dabei wurden »vor allem die USA ... als Kriegstreiber gebrandmarkt.«⁴⁴ Es mag an dieser Stelle der Hinweis genügen, dass auch in der Bundesrepublik die linke Kritik hauptsächlich den NATO-Doppelbeschluss – und damit vornehmlich die USA – ins Blickfeld nahm,⁴⁵ sich jedoch blind für die aggressive Aufrüstungspolitik der Sowjetunion und ihrer Satellitenstaaten zeigte.

Auch schriftstellerisch konzentrierte sich das offizielle Amerikabild Ost-Berlins auf die negativen Aspekte der amerikanischen Gesellschaft. Rassismus, Armut und Ausbeutung gehörten dabei zu den bevorzugten Mitteln, um das »Bild vom ›hässlichen Amerikaner‹« zu verstärken.⁴⁶ In der Literatur waren die USA »überwiegend das Schreckensbild eines imperialistischen Landes, regiert von einer kleinen Schicht, dem militärisch-industriellen Komplex, der über die Mehrheit, die Werktätigen, die Mittelschicht und die Intelligenz« herrschte.⁴⁷ Es ist nicht abwegig zu vermuten, dass sich solche »Feindbilder« nur langsam und über Generationen hinweg abbauen lassen: Wahrscheinlich ist der heutige Anti-Amerikanismus in den neuen Bundesländern ganz wesentlich noch ein Reflex auf den Anti-Amerikanismus der ostdeutschen Diktatur.

Auch in der westdeutschen Sozialdemokratie war nach 1945 bisweilen an alte Stereotype angeknüpft worden. Der Vorwurf Kurt Schumachers an Konrad Adenauer, dieser sei ein »Kanzler der Alliierten«, war Kritik an dessen Politik der unbedingten Westbindung und zugleich der Verweis darauf gewesen, dass Deutschland seine nationale Sonderstellung auch gegen die amerikanisch-britischen Interessen durchsetzen solle. Der ganz überwiegende Teil der SPD hatte sich jedoch nach 1945 hinter die USA gestellt, die mit ihrem nuklearen Schutzschirm die westdeutsche Demokratie garantierten.

Eine Neubewertung der USA auf Seiten der Linken fand dagegen in der Mitte der sechziger Jahre statt. Fast immer wird der Vietnamkrieg als Auslöser dieses Umschwungs benannt, obwohl nicht sicher ist, ob der Protest gegen die amerikanische Intervention in Indochina wirklich so entscheidend gewesen ist. Sicherlich jedoch war der eskalierende Vietnamkrieg ein Katalysator für eine sich verschärfende Auseinandersetzung mit der Politik der Vereinigten

44 Benno-Eide SIEBS, *Die Außenpolitik der DDR 1976–1989. Strategien und Grenzen*, Paderborn u. a. 1999, S. 222.

45 David B. MORRIS, *Auf dem Weg zur Reife: Amerikabilder in der westdeutschen Öffentlichkeit*, in: D. JUNKER (wie Anm. 1), S. 761–774, bes. S. 769f.

46 J. GROSSE (wie Anm. 42), S. 327.

47 Daisy WESSEL, *Bild und Gegenbild. Die USA in der Belletristik der SBZ und der DDR*, Opladen 1989, S. 326.

Staaten, die bis dahin als das leuchtende Vorbild für eine gelungene Demokratisierung gegolten hatte.

Dies zeigte sich nicht zuletzt in den seit Mitte der sechziger Jahren zunehmenden Protesten gegen die amerikanische Indochinapolitik. Vom 13. bis 17. Dezember 1965 veranstaltete der Sozialistische Studenten Bund (SDS) in West-Berlin eine Vietnam-Ausstellung, in deren Verlauf Intellektuelle wie Günther Anders, Ernst Bloch, Heinrich Böll, Hans Magnus Enzensberger, Helmut Gollwitzer, Jürgen Habermas, Erich Kästner und Martin Niemöller öffentlich gegen die amerikanische Einflussnahme in Vietnam protestierten.⁴⁸ Im Februar 1966 kam es in Berlin nach einer Vietnam-Kundgebung zu turbulenten Ausschreitungen. 500 Demonstranten zogen zum Amerikahaus, bewarfen die Fassade mit Eiern und setzen das Sternenbanner auf Halbmast.

Ein Beispiel für die geradezu euphorische Beschäftigung mit den Vorgängen in Fernost bieten die Erinnerungen eines Tübinger Orientalistikstudenten, der noch kurz zuvor ein Porträt John F. Kennedys an seiner Zimmerwand befestigt hatte:

»Im Frühjahr 1968 bereitete der SDS in Tübingen eine Kampagne zur Unterstützung der Tet-Offensive der Vietminh vor. Als die Offensive in Vietnam geführt wurde, arbeitete die Gruppe nächtelang an der Auswertung von Rationnachrichten. Der SDS hatte herausgefunden, dass zwischen ein Uhr nachts und fünf Uhr morgens die Nachrichten direkt aus dem Fernschreiber verlesen wurden. Ab sechs Uhr pflegte ein Nachrichtenredakteur eine Auswahl unter den Meldungen zu treffen. Eine Zeitlang saßen die Genossen begierig am Radioapparat und leisteten journalistische Rekonstruktionsarbeit, präzise Lokalisierung von Gebieten bei Saigon, die durch Bombenabwürfe verwüstet wurden. Nach fünf Uhr verarbeiteten sie die Informationen in Flugblättern, die sie bleich, heiser und glücklich an der Mensa der Universität verteilten.«⁴⁹

Zwar entsprach der geradezu rigide Humanismus mancher deutscher Studenten und Intellektueller dem hohen moralischen Anspruch, der sich auch in der amerikanischen Bürgerrechts- und Antivietnamkriegs-Bewegung fand. Aber der westdeutsche Protest war zugleich doch durch einen signifikanten und latent sichtbaren Anti-Amerikanismus gekennzeichnet. Es ging nicht nur um Solidarisierung gegen Ausbeutung und Unterdrückung in einem fernen Land, von dem man zumeist wenig wusste, sondern auch um »Kritik an den Erscheinungen der modernen Industriegesellschaft, da die Vereinigten Staaten als Inbegriff einer solchen verachtungswürdigen Gesellschaft gesehen wurden. Die USA wurden also in den Diskussionen der Neuen Linken weniger mit den liberalen Freiheitsrechten der amerikanischen politischen Tradition als mit

48 »Erklärung über den Krieg in Vietnam«, in: *Der Spiegel* vom 15. Dezember 1965.

49 Zit. nach Peter MOSLER, *Was wir wollten, was wir wurden. Studentenrevolte – zehn Jahre danach*, Reinbek bei Hamburg 1977, S. 43.

Leistungswillen, Effizienzdenken, Vermassung und Unterdrückung identifiziert.«⁵⁰

Zur gleichen Zeit zeichnete sich bereits ab, dass in Teilen der Studentenbewegung noch radikalere Konsequenzen gezogen wurden, Abspaltungstendenzen, die sich beispielsweise aus dem Flugblatt Nummer 6 der Kommune I in Berlin aus dem Mai 1967 unschwer herauslesen lassen. War hier zunächst noch vom »Coca-Cola-Blut« der amerikanischen Soldaten die Rede, die als »arme Schweine« im Dschungel kämpften, so endete das Blatt mit einer düsteren Prognose: »Wenn es irgendwo brennt in der nächsten Zeit, wenn irgendwo eine Kaserne in die Luft geht, wenn irgendwo in einem Stadion die Tribüne einstürzt, seid bitte nicht überrascht. Genauso wenig wie beim Überschreiten der Demarkationslinie durch die Amis, der Bombardierung des Stadtzentrums von Hanoi, dem Einmarsch der Marines nach China.«⁵¹ Während Herbert Marcuse noch »eine klare Stellungnahme gegen den amerikanischen Imperialismus und für den Befreiungskampf« verlangte, zog sein Mitstreiter Theodor Adorno freilich 1969 skeptisch die Konsequenz aus der bedenklichen Entwicklung der Studentenbewegung. Er wandte ein, angesichts des studentischen Schweigens über die »unsäglichen Folterungen chinesischen Stils« der Nordvietnamesen habe der »Protest gegen die Amerikaner etwas Ideologisches«.⁵² Der Studentenbewegung sei »ein Quentchen Wahn beigemischt, dem das Totalitäre teleologisch innewohnt.«⁵³ Im Mai 1972 wurden Anschläge gegen die in Deutschland stationierten amerikanischen Streitkräfte in Heidelberg und Frankfurt verübt, bei denen vier Menschen starben und dreizehn schwer verletzt wurden. Festzuhalten bleibt, dass auch jenseits solcher terroristischer Akte der Anti-Amerikanismus seit jener Zeit mit wechselnder Stärke ein integraler Bestandteil der deutschen politischen Kultur geworden ist.

Letztlich bleiben hinsichtlich der Beweggründe dieses spezifisch westdeutschen Anti-Amerikanismus viele Fragen offen. Hat etwa der Bremer Kultur-

50 Gerd LANGGUTH, *Protest von links. Die Studentenbewegung in der Bundesrepublik Deutschland*, in: Manfred FUNKE (Hg.), *Extremismus im demokratischen Rechtsstaat*, Düsseldorf 1978, S. 164–201, hier S. 170f. Eine andere Meinung vertritt Axel SCHILDT: Im »Gegensatz zu bestimmten Legenden« seien »auch die «68er» nicht «antiamerikanisch» gewesen, sondern hätten »durchaus zwischen den willkommenen Produkten und Leitbildern amerikanischer Vergnügungsindustrie und der Kritik der US-Administration« unterschieden: »In diesem Punkt fühlte sich die junge westdeutsche Protestgeneration ihren Altersgenossen in den USA näher als je zuvor – in der gleichen Abneigung gegen das jeweilige *establishment*.« (Axel SCHILDT, *Ankunft im Westen. Ein Essay zur Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik*, Frankfurt/M. 1999, S. 103).

51 Zit. nach P. MOSLER (wie Anm. 49), S. 55.

52 Theodor Adorno an Herbert Marcuse vom 5. Mai 1969, in: Wolfgang KRAUSHAAR (Hg.), *Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail 1946 bis 1995*, Bd. 2, Hamburg 1998, S. 625.

53 Theodor Adorno an Herbert Marcuse vom 6. August 1969, in: EBD., S. 671.

wissenschaftler Kaspar Maase Recht, wenn er diesen Wandel wie folgt beschreibt: »Aus einer Generation von Oberschülern und Studenten, die bis zur Mitte der sechziger Jahre jedermann als Musterschüler des Westens bezeichnet hätte, geistig genährt mit New Orleans- und Modern Jazz, mit Pollock, Wilder und Hemingway, Unabhängigkeitserklärung und Gettysburg Address, wurden enttäuschte und aggressive Oberlehrer der Demokratie. Angesichts des brutalen und selbstgerechten Krieges der USA in Vietnam griffen sie auf die Mitgift an Stereotypen des kulturellen Antiamerikanismus zurück.«⁵⁴

Warum sich Bürgerkinder als Teil der Achtundsechziger-Revolution mit einer »säkularisierten Erlösungshaltung«⁵⁵ auf die »Suche nach dem verborgenen Diesseits«⁵⁶ begeben haben und bisweilen gegen Amerika, nicht aber gegen den Totalitarismus im sowjetischen Machtbereich auf die Straße gingen, ist nicht einfach zu erklären. Ideologische Verblendung und jugendliches Pathos mischten sich; angesichts vergleichbarer Phänomene – etwa der Jugendbewegung, der städtischen Kriegsbegeisterung 1914 und selbst der ja ebenfalls stark jugendlich ausgerichteten NS-Bewegung – kann man die zum Teil ekstatische Politisierung vielleicht auch nur anthropologisch erklären.⁵⁷

Der in Tel Aviv als Direktor des Instituts für Deutsche Geschichte lehrende Dan Diner hat in einer Analyse des schriftstellerischen Anti-Amerikanismus der sechziger und siebziger Jahre eine ganz ähnliche Hypothese aufgestellt: »Die in Vietnam erkannten Verbrechen verwoben sich mit denen der Väter, schoben sich gleichsam über sie. Im Reigen einer als verallgemeinerbar erachteten Schuldgeschichte wurde den USA das auferlegt, was auszuhalten an der eigenen Geschichte so unerträglich war.«⁵⁸ Auch der Tübinger Zeithistoriker Anselm Doering-Manteuffel hält diese Interpretation für überzeugend: »In dialektischer Verbindung mit der kulturellen Amerikanisierung wurde aus dem alten Antiamerikanismus ... eine durchweg ideologisch begründete – antikapitalistische, antiimperialistische, antipragmatische – Abwehrhaltung, die es erlaubte, sowohl »Woodstock« mit zu vollziehen als auch die Aversion der Väter gegen die Vereinigten Staaten unter veränderten politischen Vorzeichen fortzuführen.«⁵⁹

54 Kaspar MAASE, »Amerikanisierung der Gesellschaft«. *Nationalisierende Deutung von Globalisierungsprozessen?*, in: Konrad JARAUSCH/Hannes SIEGRIST (Hg.), *Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970*, Frankfurt/M.-New York 1997, S. 219–241, hier S. 227.

55 Lothar VOIGT, *Aktivismus und moralischer Rigorismus. Die politische Romantik der 68er Studentenbewegung*, Wiesbaden 1991, S. 9.

56 Hellmuth PLESSNER, *Die verspätete Nation* (Gesammelte Schriften, Bd. IV), Frankfurt/M. 1982, S. 118.

57 Vgl. Gerd KOENEN, *Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine Kulturrevolution 1967–1977*, Köln 2001, S. 377 und 379.

58 D. DINER (wie Anm. 35), S. 142.

59 Anselm DOERING-MANTEUFFEL, *Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1999, S. 43.

So plausibel diese sozialpsychologischen Analysen sein mögen, alles können sie nicht erklären. Auch in anderen westlichen Staaten gab es ja massive Kritik am Vietnamkrieg und der amerikanischen Politik in der Dritten Welt. Und die Anti-Vietnam-Bewegung selbst hatte ihre Wurzeln in den USA – *hier* gab es die ersten massiven Proteste gegen die Politik Johnsons und Nixons: Können also Amerikaner anti-amerikanisch sein? Die sozialpsychologische Deutung des Anti-Amerikanismus der 68er Bewegung verkennt daher, dass deren politische Ziele zwar »*antiamerikanisch*, der Protest jedoch von seinen Formen her *proamerikanisch* geprägt« war.⁶⁰ Die neue Linke hatte die inner-amerikanischen Protestformen importiert und im Rahmen einer allgemeinen Kapitalismuskritik auf die Verhältnisse der Bundesrepublik übertragen. Der Anti-Amerikanismus der 68er Bewegung folgte der paradoxen Maxime »mit Amerika gegen Amerika«.⁶¹

Die Zusammenhänge sind nicht leicht zu erfassen. Es erscheint jedoch symptomatisch und bedenkenswert, dass gerade aus dem jüdischen Kulturkreis stammende Historiker und Publizisten wie Dan Diner und Henryk M. Broder auf die *antidemokratischen* Elemente dieses deutschen Anti-Amerikanismus aufmerksam machen. Schon in den achtziger Jahren ist zudem darauf aufmerksam gemacht worden, dass »rechter und linker Antiamerikanismus fast ununterscheidbar geworden« waren.⁶² Gerade im linken fundamentalistischen Spektrum finden sich Argumentationen, die erstaunlich an die Beweisführung derjenigen Konservativen erinnern, die in der Weimarer Republik und der frühen Bundesrepublik vor einem »Kulturverlust« durch den amerikanischen »Mammon« warnten.

Für dieses Sich-Stemmen gegen einen vermeintlichen »Kulturverlust« könnte man aus den siebziger und achtziger Jahren zahlreiche Beispiele aus der Feder von Intellektuellen anführen. So wandte sich etwa der Medienwissenschaftler Wolfgang Michal gegen eine von den USA ausgehende »Kolonisierung des Bewusstseins«. Vielfach war nun auch von der Bundesrepublik als einem »Cola-Hinterland«⁶³ und von einer »McDonaldisierung« der Gesellschaft die Rede. Ähnliche Stellungnahmen findet man bei Hans Magnus Enzensberger und vielen anderen Schriftstellern. An dieser Stelle soll dies gar nicht weiter im Einzelnen belegt werden. Stellvertretend soll nur eine Stellungnahme des Filmemachers Wim Wenders angeführt werden, der im Oktober 1987 im »Spiegel« eindringlich vor einer unmittelbar bevorstehenden »Amerikanisierung durch Medialisierung« warnte: »Auch die Bundesrepublik

60 Wolfgang KRAUSHAAR, *1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur*, Hamburg 2000, S. 54.

61 P. GASSERT, *Mit Amerika gegen Amerika: Antiamerikanismus in Westdeutschland*, in: D. JUNKER (wie Anm. 1), S. 750–760, hier S. 755.

62 G. BEHRMANN (wie Anm. 6), S. 11.

63 Jürgen PLOOG, *Cola-Hinterland*, Darmstadt 1969.

hat nur noch den Wunsch, zu diesem großen, furchtbaren Amerika zu gehören, damit sie endlich der 51. Bundesstaat der USA wird.« Er beklagte den Verlust jeglicher Kultur, der Identität und der Chance zur Selbstbestimmung: »Man kann das am besten in amerikanischen Kleinstädten sehen, wo die Leute ein völlig verblödetes Dasein fristen wie in einem Science-fiction-Roman, der von Menschen handelt, die unter Drogen gesetzt und nur noch wie Zombies verwaltet werden.«⁶⁴ Auch das sind Überlegungen, die erstaunlich kongruent mit dem ultrakonservativen Anti-Amerikanismus der zwanziger bis fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts sind.

Einen Höhepunkt erreichte diese Kritik an den USA in der deutschen Debatte um die NATO-Nachrüstung. Die von den Anhängern der »Friedensbewegung« ausgehenden Verurteilungen blieben auch in den folgenden Jahren ein nicht verstummendes Hintergrundgeräusch.⁶⁵ Die »Kontinuität älterer deutscher Amerikabilder« zeigte sich angesichts der Nachrüstungsdebatte, als es bei Teilen der Friedensbewegung und der Grünen zu Forderungen – etwa nach der Neutralisierung Deutschlands – kam, die auch am rechten Rand des Parteienspektrums zu hören waren, wie Philipp Gassert herausgearbeitet hat: »Wo Westdeutschland als ein Vasallenstaat der Amerikaner gesehen wurde, näherte sich die linke Amerikakritik im Laufe der 1970er Jahre nationalistischen Positionen an, die bislang vor allem von der radikalen Rechten vertreten worden waren.«⁶⁶ Es war daher nicht verwunderlich, dass sich auch die Neue Rechte in den achtziger Jahren den Gedanken der Friedensbewegung in der Hinsicht öffnete, als ein gemeinsames Ziel die Vertreibung der fremden Okkupanten und die Wiedererlangung der nationalen Souveränität zu sein schien.⁶⁷

Das damit verbundene Denken wurde in einer geradezu manichäischen Weltdeutung noch gesteigert in der Zeit des Golfkrieges 1990, als der Kalte Krieg sich schon seinem Ende zuneigte und die USA geradezu als Grundübel alles Bösen gezeichnet wurde. In diesem Zusammenhang hat Gesine Schwan vor kurzem eine umfangreiche Untersuchung über den Anti-Amerikanismus vorgelegt. Ausgangspunkt ihrer Studie war ein Schlüsselerlebnis, das sie im

64 »Das Kino könnte der Engel sein«: André Müller spricht mit Wim Wenders über seinen Film »Der Himmel über Berlin«, in: *Der Spiegel* Nr. 43 vom 19. Oktober 1987, S. 235. Beispiele für die Sorge vor einer zunehmenden »Amerikanisierung« der Bundesrepublik: Rolf WINTER, *Little America. Die Amerikanisierung der deutschen Republik*, München 1995; Michael ERMARTH, *Fluch oder Segen? Der Einfluss der amerikanischen Populärkultur in der Bundesrepublik*, in: D. JUNKER (wie Anm. 1), S. 507–516.

65 Vgl. Emil-Peter MÜLLER, *Antiamerikanismus in Deutschland. Zwischen Care-Paket und Cruise Missile*, Köln 1986; Andrei S. MARKOVITS, *On Anti-Americanism in West Germany*, in: *New German Critique* 34 (1985), S. 3–27.

66 P. GASSERT (wie Anm. 61), S. 756.

67 Vgl. die Studie von Richard HERZINGER/Hannes STEIN, *Endzeit-Propheten oder die Offensive der Antiwester. Fundamentalismus und Neue Rechte*, Reinbek 1995.

Vorwort ihrer Studie beschreibt: Eine »Debatte mit einem linken Soziologiestudenten und dessen eher preußisch, ja deutsch-national gesinnter Mutter. Beide stimmten in ihrer umfassenden Verurteilung Amerikas nahtlos überein. Kulturlosigkeit, Geschichtslosigkeit, Materialismus, Oberflächlichkeit, soziale Ungerechtigkeit waren die Stichworte, mit denen die USA von links wie rechts abfällig verworfen ... wurden. Rechts und links trafen sich in der Ablehnung des liberalen Westens. Setzte der junge linke Student eine Mentalität fort, die er in seinem konservativen Elternhaus mitbekommen hatte?«⁶⁸

Herbert A. Strauss hat in einem nachdenklichen Essay diese zugleich »von links wie rechts patronisierende Stereotypisierung« letztendlich auf das Denken Hegels zurückgeführt. In dessen europazentrierter Sicht waren die USA nur eine Art minderes Europa, »eines Ablegers der Tradition, die man erwerben muss, um sie zu besitzen.« Das Amerikabild der Linken, so Strauss, spiegelt das »auf den Kopf gestellte Hegelsche Geschichtsschema«. Diese Vorurteilsstruktur könne man auch als deutsche Schwierigkeit interpretieren, den Eigenweg in die Moderne zu finden. Der Anti-Amerikanismus sei somit »Symbol für die mangelnde Bereitschaft, Modernität überhaupt zu bewältigen. Gerade die Technologiefeindschaft ... setzt den aus der Geschichte des deutschen Bildungsbürgertums, der Hegelschen Rechten, ererbten Gegensatz zwischen Bildung und Geist auf der einen und Naturwissenschaft und Technologie auf der anderen Seite fort.«⁶⁹

Am Ende dieser Betrachtung sollte folgendes Fazit Beachtung finden:

1. Kritik an der amerikanischen Politik ist grundsätzlich legitim – aber eine solche Feststellung ist fast schon banal.
2. Ein Anti-Amerikanismus, der dogmatisch-antikapitalistische Residuen aus der Zeit des Kalten Krieges bedient, ist aufgrund seiner Ambivalenz fragwürdig, aber selbst wenn man nicht übereinstimmt, muss eine solche Kritik erlaubt sein.
3. Problematisch dagegen sind anti-amerikanische Stellungnahmen deutscher Provenienz, wenn unterschwellig Gefühle eine Rolle spielen, die daran erinnern lassen, dass Deutschlands demokratische Traditionen, wenn man das 20. Jahrhundert betrachtet, nicht gerade vertrauenserweckend sind. Schon Konrad Adenauer hat ja den Weg der Westbindung – und damit in erster Linie die Bindung an die USA – auch deshalb eingeschlagen, weil er sich nicht ganz sicher war, ob die Deutschen die Lektionen der Demokratie auch

68 Gesine SCHWAN, *Antikommunismus und Antiamerikanismus in Deutschland. Kontinuität und Wandel nach 1945*, Baden-Baden 1999, S. 5.

69 Herbert A. STRAUSS, *Urteil und Vorurteil: Deutsche und Amerikaner*, in: Siegfried QUANDT/Gerhard SCHULT (Hg.), *Die USA und Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg*, Paderborn u. a. 1985, S. 11–17, hier S. 14–16.

wirklich verinnerlicht hatten. Man sollte daher in einem solchen Fall daran erinnern, dass Anti-Amerikanismus in Deutschland stets auch eine *antidemokratische* Seite hatte.

Dieses Defizit hat die Bundesrepublik erst auf dem »langen Weg nach Westen«⁷⁰ mühsam und in einem stetigen Lernprozess überwunden. So wie die USA in Europa ein »Empire by invitation« (Geir Lundestad) waren, so beruhte auch die Rolle der Amerikaner in Westdeutschland im Wesentlichen auf Freiwilligkeit: Politische, wirtschaftliche und kulturelle Angebote, die von der Führungsmacht USA gemacht und von den Westdeutschen akzeptiert wurden. Allerdings scheinen in einer Welt, in der der Kalte Krieg der Vergangenheit angehört, die grundlegenden Entstehungsbedingungen der Bundesrepublik bisweilen in Vergessenheit zu geraten. Henry Kissinger hat schon 1994 weitsichtig – man ist fast geneigt zu sagen prophetisch – auf die Folgen dieses Generationswechsels hingewiesen: »In the years ahead, all the traditional Atlantic relationships will change. Europe will not feel the previous need for American protection and will pursue its economic self-interest much more aggressively ... These trends will not be fully apparent so long as Helmut Kohl, the heir of the Adenauer tradition ..., is in office. Yet he represents the last of that type of leader. The emerging generation has no personal recollection of the war or of America's role in the rehabilitation of the devastated postwar Germany.«⁷¹

Es bleibt zumindest zu hoffen, dass diese Zusammenhänge der politischen Geschichte in Erinnerung bleiben. Heinrich August Winkler, der im Jahr 2000 eine prägnante zweibändige Studie über den deutschen Weg nach Westen vorlegte,⁷² hat insofern recht, wenn er aus der Sicht eines sozialdemokratischen Historikers vor einer bequemen anti-amerikanischen Haltung warnt: »Sich für die Freiheit der westlichen Demokratien so einzusetzen, wie es die anderen westlichen Demokratien tun, ist keine Absage an die Lehren der deutschen Geschichte. Das Gegenteil ist der Fall. Aus der deutschen Geschichte ergibt sich, dass antiwestliche Sonderwege Deutschland immer geschadet haben. Wenn das vereinigte Deutschland sich auch militärisch als Teil des Westens fühlt und entsprechend handelt, folgt es dem Gesetz, nach dem die Bundesrepublik 1948/49 beim Neuaufbau der Demokratie angetreten ist.«⁷³ In dieser Perspektive ist ein »deutscher Weg« eine fragwürdige Alternative, weil dies für die »europäischen Nachbarn vielleicht noch beunruhigender als für die Vereinigten Staaten (ist). Ironischerweise kann selbst deutscher Pazifismus

70 Heinrich August WINKLER, *Der lange Weg nach Westen*, 2 Bde., München 2000.

71 Henry KISSINGER, *Diplomacy*, New York u. a. 1994, S. 821.

72 Wie Anm. 70.

73 Die Stellungnahme Heinrich August Winklers findet sich in: *Die Woche* vom 19. Oktober 2001, S. 17.

und deutsche Neutralität den Europäern Angst einjagen, wenn ein deutscher Regierungschef vom ›deutschen Weg‹ spricht.«⁷⁴

Historiker sollten sich nicht anmaßen, Empfehlungen für politische Entscheidungen zu geben, aber sie können aus der Vergangenheit bestimmte Entwicklungen verständlich machen. Anderes bleibt in der Zukunft aufgehoben. Ob der heutige deutsche Anti-Amerikanismus »europäischer« wird, ob sich sogar eine Kluft zwischen europäischem und amerikanischem Selbstverständnis auftut, lässt sich angesichts des momentanen Stimmengewirrs nur schwer ausmachen. Die bedenkenswerte Sorge vor einem hegemonialen Machtanspruch der USA geht bisweilen einher mit bedenklichen Untertönen: Wenn beispielsweise gegen das amerikanische »Ostküsten-Establishment« polemisiert wird, meint man bisweilen nicht nur bekannte antikapitalistische, sondern auch antisemitische Töne herauszuhören. Es wäre zweifellos ein Erfolg, wenn die gegenwärtige politische Debatte dazu beitragen würde, in dieser Hinsicht die Spreu vom Weizen zu trennen.

74 R. KAGAN (wie Anm. 4), S. 75.